

Richard L. Cary Vorlesung

## Schöpferisches Zuhören

David Blamires

---

Herausgegeben von der  
Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker)  
Deutsche Jahresversammlung e. V.

**1974**

Richard L. Cary Vorlesung

## Schöpferisches Zuhören

David Blamires

© David Blamires 1974/2017

Herausgeberin: Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker)  
Deutsche Jahresversammlung e. V.  
Bombergallee 9  
31812 Bad Pyrmont

[www.quaeker.org](http://www.quaeker.org)

Bearbeitung Online-Ausgabe: Esther Köhring und Uwe Schiller

## Richard L. Cary

Richard L. Cary wurde am 14. März 1886 in Baltimore, Maryland, geboren und absolvierte die Ausbildung zum Bergwerksingenieur. Er unterrichtete Mathematik an der Princeton University, als er sich im Jahre 1919 dem American Friends Service Committee in Philadelphia zur Verfügung stellte, um an der Organisation der Kinderspeisung mitzuarbeiten, die von den amerikanischen Quäkern in Deutschland nach dem Kriege durchgeführt wurde. Im Dezember 1919 kam er nach Deutschland, wo ihm die Arbeit im Ruhrgebiet zufiel. Er blieb hier bis zum August 1920.

Nach seiner Rückkehr nach Amerika wandte er sich dem Journalismus zu und wurde Mitglied des Schriftleiterstabes einer der bedeutendsten amerikanischen Zeitungen, der Baltimore Sun. Als Verfasser der Leitartikel dieser Zeitung war es sein Bestreben, der amerikanischen Öffentlichkeit die Gedankenwelt anderer Länder näher zu bringen und dadurch die durch den Krieg entstandene geistige Trennung der Völker zu überwinden. Hieraus entstand in ihm der Wunsch, wieder nach Deutschland zu gehen.

Im Jahre 1930 siedelte er mit seiner Familie nach Berlin über, um das Amt des amerikanischen Sekretärs in dem dortigen internationalen Sekretariat der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) zu übernehmen. Seine ganze Arbeit war von der tiefen Überzeugung getragen, dass die Welt nur zum Frieden gelangen könne, wenn alle Beziehungen unter den Völkern darauf gegründet werden, dass der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Durch vielseitiges Wissen konnte er vielen helfen. Er gewann weitreichende Verbindungen. So wurde er auch in den Vorstand der amerikanischen Handelskammer zu Berlin gerufen.

Im Frühjahr 1933 machte er eine Reise nach Amerika, wo er zahlreiche Vorträge hielt. Vielleicht ist es dieser Überanstrengung zuzuschreiben, dass ihn ein Schlaganfall traf, an dessen Folgen er am 16. Oktober desselben Jahres in Berlin starb. Seine Asche ist auf dem Quäkerfriedhof in Bad Pyrmont beigesetzt.

Zum Gedächtnis an Richard L. Cary hatten seine Freunde in Baltimore einen Betrag gesammelt, der dazu bestimmt war, in jedem Jahr während der Jahresversammlung der deutschen Quäker eine Vorlesung über Fragen zu ermöglichen, die sich aus der religiösen Grundhaltung des Quäkertums ergeben. Seit 1960 übernimmt die Deutsche Jahresversammlung die Verpflichtung, die Vorlesung im Sinne der Freunde aus Baltimore weiterzuführen.

Während der Trauerfeier für Richard Cary in Berlin wurde – wie es im Quäker Ende 1933 heißt – hervorgehoben, mit welcher inneren Hingabe und Liebe Richard **und** seine Frau Mary in ihrer Arbeit gestanden hätten, seit sie nach Deutschland gekommen seien. Mary werde die Arbeit fortsetzen, die sie zusammen mit ihrem Manne begonnen habe. Und als Mary dann Deutschland verließ - wie es im QUÄKER Ende 1934 heißt - wurde von Emil Fuchs betont, sie sei zuständig gewesen für die Kindergruppe, die Jungquäker und die Studentenarbeit. Sie habe die Kraft und die Freudigkeit besessen, das gemeinsame Werk weiter zu tun im Geiste der Liebe und der Treue, in der sie es gemeinsam mit Richard getan hätte.

Martin Buber und die echte Begegnung	9
Lernt euch in dem kennen, was ewig ist	11
Rachel Davis DuBois und der „Quäkerdialog“	14
Rachel Pinney und das „Schöpferische Zuhören“	16
Die Methode der Schale	18
Das einseitige Zuhören	20
Schlusswort	22

Diese Vorlesung ist zugleich ein Stück Autobiographie und ein Versuch, einige teils bekannte, teils neue Ideen vorzulegen. Die Ideen sind größtenteils nicht meine eignen, sie sind aber meine geworden, und darin liegt das Autobiographische in meiner Darstellung. Das Ineinander von Ideengut und persönlicher Erfahrung ist charakteristisch für das Quäkertum, insbesondere für unsere Auffassung der Andacht. Die Idee an sich, die rein intellektuelle Aussage, wirkt kalt und vielleicht sogar abschreckend. Erst wenn man sie mit der Autorität persönlicher Erfahrung aussprechen kann, wird sie lebendig und anziehungskräftig. Wir wissen aber, dass es oft in der Andacht geschieht, dass uns etwas geschenkt wird, was über unsere beschränkte Erfahrung hinausgeht. Das Wort, das uns aufgelegt wird, zielt auf uns selbst, es will uns selbst zu seiner Verwirklichung anspornen. Was ich in dieser Vorlesung zu sagen habe, möchte ich in diesem Sinne verstanden wissen.

Zunächst aber ein bisschen Autobiographie.

Im August 1956 wollten die deutschen Jungfreunde ein Arbeitslager in der Deutschen Demokratischen Republik haben. Die zuständige Behörde stimmte nicht zu, lud uns aber zu einem Delegationsbesuch ein, auf welchem uns Gelegenheit geboten wurde, das tägliche Leben und einige Errungenschaften der DDR persönlich kennenzulernen. Dieser Besuch, an dem ich und drei andere Jungfreunde aus dem Ausland teilnahmen, ist mir aus vielen Gründen erinnerungswürdig. Nicht nur war es mein erster Besuch in der DDR und damit meine erste Bekanntschaft mit einem sozialistischen Lande, sondern es war auch der Anfang meiner Beschäftigung mit den Gedanken Martin Bubers.

Wir hatten eine Reihe von Arbeitsgemeinschaften über eine kleine Abhandlung mit dem Titel ‚Elemente des Zwischenmenschlichen‘, die Buber erst 1953 veröffentlicht hatte.<sup>1</sup> Am ersten Morgen fand ich die Abhandlung außerordentlich schwierig. Die Deutschen, so dachte ich, philosophieren immer so gern, wo die Dinge doch eigentlich ganz einfach sind. Ich fand diesen Essay von Buber zwar schön und präzise im Ausdruck, aber unnötig kompliziert.

Trotz dieses anfänglich schroffen Urteils fand ich mich zunehmend von Buber angezogen, was auch bei den meisten anderen Teilnehmern der Fall war. Unsere Beschäftigung mit Buber war als Vorbereitung für unsere Begegnungen mit andersdenkenden Menschen gemeint. Wir wollten unseren Gastgeber gegenüber offen sein, wir wollten echte Gespräche führen, einander nicht stereotype Formeln vorsagen. Es war ein kleiner Versuch, wirklich zuzuhören und den anderen Menschen in seiner Andersartigkeit zu akzeptieren.

Während der folgenden Jahre verschlang ich weitere Schriften von Buber über das dialogische Prinzip, insbesondere ‚Ich und Du‘, und las seine ‚Geschichten des Rabbi Nachman‘ und seinen Roman ‚Gog und Magog‘. Ich übersetzte die ‚Elemente des Zwischenmenschlichen‘ für einige meiner Freunde ins Englische. Darüber hinaus hatten wir unter den Jungfreunden in Cambridge eine Arbeitsgemeinschaft über Ich und Du, was mich zu meiner ersten wissenschaftlichen Publikation in dem Friends‘ Quarterly veranlasste.<sup>2</sup>

In all diesen Schriften geht es Buber hauptsächlich um die Begegnung zwischen Mensch und Mensch als das, was unser Dasein bestimmt und ihm Wert gibt. Er meint nicht den täg-

lichen Menschenverkehr, sondern die Begegnung, die gleichsam eine Insel, oder besser eine Halbinsel, der Ewigkeit ist, weil der Einzelne aus der Tiefe seines ganzen Wesens zum Anderen spricht und dieser ihm mit ganzer Aufmerksamkeit zuhört. Über dieses Erlebnis drückt sich Buber mit seiner ihm üblichen dichterischen Prägnanz aus. „Der Mensch“, sagt er, „wird am Du zum Ich“,<sup>3</sup> das heißt, er verwirklicht sich erst als Person, wenn er in Beziehung zu einem anderen Menschen tritt. Das ist ein Erlebnis zwischen zwei Personen. Der Bereich des Zwischenmenschlichen vermag nur zwei Einzelmenschen einzuschließen, ein Dritter muss notwendigerweise außerhalb des magischen Kreises bleiben. Man kann nicht zwei Menschen zugleich seine Aufmerksamkeit schenken.

Wir leben heute in einer Massen- und Maschinengesellschaft. In fast allen westlichen Ländern ist die Bevölkerung so groß geworden und die Technologie so fortgeschritten, dass der Einzelne sich vermindert und erniedrigt fühlt. Menschliche Beziehungen sind einerseits einer raffinierten Technik, andererseits einer funktionellen Bürokratie untergeordnet. Für die meisten Menschen ist ihr Beruf mechanisch, langweilig und beziehungslos. Der menschliche Kontakt ist aus der Arbeit und oft aus der Arbeitsstelle entschwunden. Natürlich kann ich mir hier nicht erlauben, eine detaillierte Analyse der sozialen Lage des Arbeiters oder der Sozialstruktur im Allgemeinen zu geben. Ich rede nur in groben Verallgemeinerungen und will bloß mit ein paar Stichworten andeuten, zu welchem Grade viele Menschen ihre geistige und gefühlsmäßige Isolierung erleben. In der Entwicklung der Technologie geschieht alles so schnell, dass der Durchschnittsmensch es gar nicht assimilieren kann. Er hat nicht Zeit genug, um sich der neuen Situation anzupassen, bevor sie schon veraltet und überholt ist.

Während das Arbeitsmilieu im Allgemeinen größer und unpersönlicher geworden ist, hat sich auch das Familienleben aufgespalten. Familien sind kleiner geworden, und Ehescheidungen kommen öfter vor. Mit der zunehmenden Beweglichkeit der Menschen wohnen Familienmitglieder und auch Freunde oft sehr entfernt voneinander. Verwandte werden zu Fremdlingen in der Familie. Besonders in den Großstädten wohnen immer mehr Menschen allein – die Unverheirateten, Witwen und Witwer, die Geschiedenen, die jungen Personen mit einer neuen Stellung in einer fremden Stadt.

Wo findet man also eine neue Gemeinschaft, welche die alte ersetzen wird? Wo findet man eine Gemeinschaft, die den Einzelnen in seinen Bestrebungen und Errungenschaften, seinen Nöten und Hemmungen unterstützen, akzeptieren und auch lieben wird? Wir schließen uns gern mit gleichdenkenden Menschen zusammen, was auch natürlich ist, wo wir uns durch die große Gesellschaft bedroht fühlen. Aber wir sollten immer die Tatsache vor uns halten, dass unser geistiges und gefühlsmäßiges Wachstum nicht nur eine Atmosphäre der Liebe verlangt, sondern auch einen Stachel der Andersartigkeit, womit wir ringen müssen. Das Gleichgewicht zwischen diesen beiden ist ein äußerst prekäres – wie auch der mittlere Weg schwerer zu betreten ist.

Diese neue Gemeinschaft entwickelt sich auf viele Weisen. Sie ist mit dem Entstehen von Wohngemeinschaften jüngerer Leute und von **encounter groups** eng verbunden. Überall finden sich jetzt Menschen zusammen, die ihr eigenes Menschsein erforschen und erproben wollen, insbesondere ihre Gefühle und Haltungen, die aus einem tieferen Grund der Persönlichkeit stammen als der des Intellekts. Sie suchen eine Begegnung mit Menschen jenseits der sozialen Rolle, der Familienrolle, der intellektuellen Unterschiede.

Durch die allgemein akzeptierten Kenntnisse der Sozialdynamik wissen wir, dass echte Teilnahme an einer Diskussion oder sonst was nur stattfinden kann, wo die Gruppe aus nicht mehr als etwa acht bis zehn Personen besteht. Wenn die Zahl der Teilnehmer zu groß ist, fangen schon einer oder mehrere Leute an, die Gruppe zu dominieren, und schweigsamere Teilnehmer, die vielleicht unsicher sind, ziehen sich zurück. Das vermindert die Gesamterfahrung der Gruppe, und der Wert jedes einzelnen Teilnehmers wird weniger geschätzt. Aber in einer Gruppe von, sagen wir, acht Personen ist es meistens möglich, jeden in der Gruppe persönlich anzusprechen und jeden das Wort ergreifen zu lassen. Mit dieser kleinen Zahl ist es schwer, obgleich nicht unmöglich, auf die anderen Teilnehmer loszureden oder sie einzuschüchtern. Man ist fast gezwungen, das Menschsein der anderen Teilnehmer zu akzeptieren.

Aber eine kleine Gruppe als solche ist keine volle Antwort auf den Mangel echten persönlichen Kontaktes, den so viele Menschen heutzutage spüren. Es bedarf einer gewissen Führung oder Methode, wenn man dem Anderen jenseits des Alltäglichen begegnen soll.

Wie Buber sehr treffend gesagt hat: „Das weitaus meiste von allem, was sich heute unter Menschen Gespräch nennt, wäre richtiger, in einem genauen Sinn, als Gerede zu bezeichnen. Im Allgemeinen sprechen die Leute nicht wirklich zueinander, sondern jeder ist zwar dem Anderen zugewandt, redet aber in Wahrheit zu einer fiktiven Instanz, deren Dasein sich darin erschöpft, ihn anzuhören.“<sup>4</sup>

Das ist es, was wir zu überwinden haben. Wie können wir so sprechen, dass unsere Worte wahrhaftig sind und das Wesentliche an unserem Dasein ausdrücken, dass sie uns offenbaren statt uns zu verkleiden und zu schirmen? Unsere Worte sind Mitteilung. Sie können aber auch ein Schleier sein, wenn wir uns nicht aufdecken wollen. Und wie können wir dem Anderen helfen, auch sein Innerstes auszusprechen?

Buber ist sozusagen der Theoretiker, der hinter diesem Streben nach einer neuen Gemeinschaft, nach einer neuen Wertung des Zwischenmenschlichen im Kontext des gesamten Lebens steht. Er spricht und schreibt mit der Autorität eines Propheten oder eines Dichters. Aber er befasst sich hauptsächlich mit der Ontologie des Zwischenmenschlichen, nicht mit der Frage, wie die echte Begegnung und das echte Gespräch zustandegebracht und gefördert werden können. Ganz am Anfang von ‚Ich und Du‘ sagt er: „Das Du begegnet mir von Gnaden – durch Suchen wird es nicht gefunden.“<sup>5</sup> Dem würde ich beipflichten, aber in diesem Sinne: Ich gebe zu, dass die Gegenseitigkeit der echten Begegnung nicht erzwungen werden kann, aber ich bin durchaus der Meinung, dass wir die Voraussetzungen dafür erschaffen können. Wir können vieles schaffen, wenn wir dafür bereit sind.

### **Lernt euch in dem kennen, was ewig ist**

Hier möchte ich einiges aus unserer Quäkertradition erwähnen. Eines der berühmtesten Zitate aus den Schriften von George Fox stammt aus einer Epistel, in welcher er den ersten Quäkern den Rat gab: „Freunde, kommt zusammen und lernt euch in dem kennen, was ewig ist, was da war, ehe die Welt existierte.“<sup>6</sup>

Sich in dem, was ewig ist, kennenzulernen, ist wohl das Hauptziel aller Quäkergemeinschaft. Darin sind die beiden Aspekte des religiösen Lebens eingeschlossen: die Beziehung zu Gott, zum Ewigen, und die Beziehung zu den Mitmenschen. Das ist das Fundament unseres geistigen Lebens. Diese Quäkererfahrung fließt, glaube ich, aus derselben Quelle wie Bubers Ausführungen über das Ich-Du und das Zwischenmenschliche, denn ebensowenig wie die Quäker unterscheidet Buber zwischen religiös und nichtreligiös. Das Leben ist eine unzertrennliche Einheit.

Aber wenn wir unsere Andachten in allem Ernst genau ansehen, dürfen wir nicht mit voller Wahrhaftigkeit behaupten, dass wir uns gewöhnlich darin in dem kennenlernen, was ewig ist. Meistens kennen wir uns zu sehr in dem, was oberflächlich ist, oder wir kennen uns eigentlich gar nicht. Oder vielleicht zeigen wir immer dieselbe Seite unserer Persönlichkeit, so dass die Anderen davon gelangweilt oder bedrängt werden. Es gibt natürlich Augenblicke, wo der Schleier gehoben wird und wo wir uns im Geiste und in der Wahrheit begegnen. Solche Augenblicke sind richtunggebend und bestätigen den hohen Wert der Andacht für uns. Sie kommen aber zu selten vor, und wir müssen uns ernst fragen, warum.

Ich bin der Meinung, dass wir im Grunde zu wenig Vertrauen zueinander haben. Es mangelt uns oft an wirklicher Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. Wir projizieren einen Schein der Toleranz, der Anständigkeit, der Mäßigkeit, aber unsere Liebe ist nicht kräftig genug, um unsere Furcht zu überwinden. Es gibt viele Fragen, die wir lieber nicht diskutieren wollen, da wir ihnen nicht gewachsen sind, z. B. die Sexualität. Hier begehen wir die gleichen Fehler wie die Kirche im Allgemeinen. Wir identifizieren das Quäkertum zu sehr mit einer Reihe ethischer Maßstäbe, die ein jeder Quäker verkörpern sollte. Und dieses „sollte“ ist uns so stark eingeprägt, dass es uns einhemmt.

Das ist ein Fehler in unserer Auffassung des Christentums, das ein Weg durch und in das Leben ist. Es ist kein im Einzelnen gegliedertes Wertsystem, das man in seiner Ganzheit von vornherein annehmen muss. Es ist vielmehr ein Vorgang, eine Richtung.

Wir befinden uns in verschiedenen Stadien dieses Weges und haben alle verschiedene Lebenserfahrungen. Das Quäkertum legt viel Wert auf persönliche Erfahrung. Unser Leben darf nicht nur aus Angelerntem bestehen, es muss auf Erprobung und Einsicht beruhen. Wir müssen uns immer die Tatsache klar vor Augen halten, dass jeder Mensch einen ihm eigenen Pfad zu betreten hat und dass wir keineswegs erwarten können, dass die Lebenserfahrung der einen Person mit der der Anderen völlig übereinstimmen wird.

In einer bekannten Stelle in seinem Tagebuch schrieb George Fox: „Seid ein Vorbild, gebt ein Beispiel allen Ländern, Orten, Inseln und allen Völkern, wohin ihr auch immer kommt, dass euer Betragen und Leben unter allerlei Leuten und zu ihnen predigen möge. Dann werdet ihr fröhlich durch die Welt gehen und auf das Göttliche in jedem antworten; dadurch könnt ihr ihnen zum Segen werden und ihnen das Zeugnis Gottes eingeben, euch zum Segen.“<sup>7</sup>

Wie können wir diese Worte uns zu eigen machen? Wie erkennen wir das Göttliche in jedem Menschen? Wie lernen wir den anderen Menschen in seiner Andersartigkeit zu akzeptieren? Warum sind wir einander gegenüber so schüchtern? Wie können wir gegenseitiges Vertrauen entwickeln?

Unser Lebensbild und unsere Werte dürfen kein starres System sein. Unsere Lebensauffassung muss biegsam und anpassungsfähig sein, sie muss neue Einsichten verkörpern können. Wir müssen das Wesentliche und Ewige von dem Oberflächlichen und der jetzigen Erscheinung zu unterscheiden wissen.

Wenn wir auf die Bibel zurückgreifen, um die Lebensweisheit der Jahrtausende uns zu eigen zu machen, wird uns sofort klar, dass die verschiedenen Teile der biblischen Bücher – Geschichte, Dichtung, Prophezeiung, geistliche Ratschläge, Lobgesänge – von sehr unterschiedlichem Wert sind. Einiges ist ohne weiteres zeitverbunden und betrifft nur die jeweilige Auffassung eines Problems oder die jeweilige soziale Situation. Auch das Gottesbild muss sich dem Wandel der Zeiten unterziehen. Die Bibel ist eine Geschichte der Versuche eines einzigen Volkes, das Ewige zu erfahren. Sie sollte nicht unser alleiniger Maßstab sein, wenn wir tatsächlich glauben, dass sich Gott ständig offenbart.

Die Ratschläge der Londoner Jahresversammlung mahnen uns: „Tut alles, um den christlichen Glauben zu verstehen. Seid jederzeit bereit, neue Erkenntnisse zu gewinnen, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Prüft neue Theorien mit großer Sorgfalt. Denkt an unser Zeugnis, dass das Christentum nicht ein Begriff ist, sondern ein Weg.“<sup>8</sup>

Noch wichtiger als diese Stelle ist eine andere: „In euren Beziehungen zu Anderen habt Einfühlung, Verständnis und Mitgefühl. Hört geduldig zu und versucht zu erkennen, welche Wahrheit die Meinungen anderer für euch haben könnten. Haltet es für möglich, dass ihr euch irren könnt. Vermeidet in der Diskussion eine kränkende und herausfordernde Sprache. Lasst euch durch die Kraft eurer Überzeugung nicht dazu verführen, Feststellungen oder Andeutungen zu machen, die unfair oder unwahr sind.“<sup>9</sup>

Diese Frage der besseren Verständigung untereinander hat zwei Aspekte, die sich überschneiden. Erstens gibt es das Problem innerhalb der Quäkergruppe: Wie können wir uns besser kennenlernen? Wie können wir sowohl persönlich als auch gruppenhaft geistig wachsen? Und zweitens besteht das Problem, wie wir uns anderen Menschen, die wir irgendwie als feindlich oder gegnerisch empfinden, annähern können? Meistens stellen wir uns letzteres als etwas vor, was außerhalb der Quäkergruppe existiert, doch ist es klar, dass die beiden Probleme auch innerhalb der Quäkergemeinschaft zu finden sind.

Ich sehe das erste Problem als etwas an, was seine Wurzeln in unserer persönlichen Befangenheit hat und in dessen Folge wir uns in der aufgespaltenen modernen Gesellschaft nur punkthaft und nicht als ganze Personen kennen lernen. Meistens treffen wir uns nur für die Andacht oder die Geschäftsversammlung und haben wenig Gelegenheit, uns auf einer allgemeinen Basis kennenzulernen.

Das zweite Problem entsteht, wo Meinungs- und Persönlichkeitsunterschiede eine ausgewogene Diskussion erschweren, hauptsächlich, weil der eine oder der andere die Diskussion als Gefecht auffasst, in dem er als Sieger herauskommen will. Er will dem Anderen seine eigenen Ideen aufdrängen, er ist so darauf bedacht, dass er dem Anderen weder zuhören will noch kann. Das braucht nicht bewusst zu sein, es kann dem Unbewussten entspringen. Ich komme auf dieses zweite Problem bald zurück, aber ich möchte mich nun dem ersten zuwenden.

## Rachel Davis DuBois und der „Quäkerdialog“

Es gibt in der modernen Quäkerpraxis verschiedene Methoden, die dem besseren Verständnis dienen wollen, worunter die Arbeitsgemeinschaft und die kleine Andachtsgruppe hervorstechen. Die erste ist, grob gesagt, mehr oder weniger intellektuell, die zweite versucht dem rein Geistigen mehr Bedeutung beizulegen. Ich glaube, dass wir eine dritte Methode oder eine ganze Reihe anderer Methoden benötigen, um unsere Gefühle in Gang zu setzen, denn es liegt auf der Hand, dass unsere Haltungen, unsere Auffassung des Lebens, viel mehr gefühlsmäßig und psychisch als rational bedingt sind. Mit dieser Einsicht möchte ich mich jetzt den Erfahrungen unserer amerikanischen Freundin Rachel Davis DuBois zuwenden.

Rachel DuBois ist ein älteres Mitglied der New Yorker Jahresversammlung, aber wie so viele ältere Quäker ist sie außerordentlich energisch und geistig aufnahmefähig. Im Herbst 1969 machte sie eine Rundreise zu europäischen Freunden. Sie besuchte kleine Gruppen in verschiedenen Jahresversammlungen, Deutschland mit eingeschlossen, sofern ich mich erinnern kann. Auf der Reise nach Irland landete sie in Manchester, wo ich wohne, und sie verbrachte fünf Tage bei uns. Sie wollte eine Methode lehren, wodurch die Teilnehmer an einer Gruppe von etwa zehn bis zwölf Personen sich besser kennen lernen können. Diese Methode nennt sie „Quäkerdialog“. Gegründet ist sie auf vielen Jahren der Erfahrung mit einem Programm der Verständigung und Versöhnung zwischen einander entgegengesetzten Gruppen in den Vereinigten Staaten, worüber Rachel DuBois in Zusammenarbeit mit einer anderen Amerikanerin zwei Bücher geschrieben hat.<sup>10</sup> Ich versammelte in Manchester eine Gruppe von ungefähr zwölf Freunden, größtenteils Ehepaare, die an drei aufeinander folgenden Abenden mit Rachel DuBois zusammenkommen wollten, um den Quäkerdialog mitzuerleben. Wir waren Mitglieder von drei verschiedenen Andachtsgruppen. Einige kannten sich ziemlich gut, andere kaum.

Die Methode von Rachel DuBois ist, persönliche Erfahrungen auf einer Basis von Erinnerungen aus der Kinderzeit auszutauschen. Auf diese Weise lernt man meist unbekannte Seiten voneinander kennen, die aus der Zeit entspringen, wo unsere Ideen, unser Intellekt, kaum geformt sind, aber in welcher unsere Haltungen und unsere Persönlichkeit sich schon zeigen. Wenn wir, zum Beispiel, unsere Quäkergruppen als eine Art Familie betrachten, wird es hilfreich sein, gewisse Erfahrungen, die wir als Kinder in der Familie machten, miteinander zu teilen. Selbstverständlich sollen die jeweiligen Erinnerungen irgendwie auf die jetzigen Anliegen der Andachtsgruppe bezogen sein. Man kann beispielsweise mit der Frage beginnen: Könnt ihr uns erzählen, wann ihr euch mit Vater oder Mutter besonders verbunden fühlte? Man sucht an einem solchen Kindererlebnis stets das Positive herauszuholen.

Der Leiter einer solchen Gruppe muss ganz am Anfang einige Richtlinien geben. Ziel der Gruppe ist, persönliche Erlebnisse und Erfahrungen in einer Atmosphäre der Ruhe und Liebe aufzunehmen; jede Diskussion soll vermieden werden. Jeder Teilnehmer muss sich völlig ungezwungen fühlen. Wenn er nicht bereit ist, der Gruppe etwas mitzuteilen, soll man ihm keinen Vorwurf machen. Jede Mitteilung muss ganz freiwillig geschehen. Manche Menschen unterliegen der Gefahr, zu sehr zu überlegen, was sie sagen wollen. Sie versuchen auszudrücken, was, wie sie glauben, von ihnen erwartet wird. Der Quäker-

dialog will dies ausschalten, indem er die Gefühle in den Vordergrund stellt. Jeder Teilnehmer versucht, sich möglichst aufrichtig und einfach auszudrücken. Die übrigen Mitglieder hören zu und nehmen alles in Vertrauen auf. Wenn jemand eine kleine sachliche Erklärung braucht, um das Gesagte verstehen zu können, darf er eine Frage stellen, sonst gibt man keine verbale Reaktion. Die Gruppe ist nicht da, um ihre Erlebnisse zu diskutieren, sondern sie in einer Atmosphäre der Liebe aufzunehmen, sie vielleicht nachzuempfinden. Es ist besonders wichtig, dass der jeweils Sprechende ununterbrochen sprechen darf.

Auf diese Weise macht die Gruppe eine Runde über diese oder jene Frage. Einige Teilnehmer werden sich kurz ausdrücken, andere werden fünf oder zehn Minuten in Anspruch nehmen. Wenn es aber so lange dauert, ist es wahrscheinlich, dass der Sprechende schon Gedanken über seine Erlebnisse äußert und so den Sinn des Unternehmens zu zerstören beginnt. Hier kommt es auf die Gefühle an. Man sucht sich mit einem tieferen Bereich der Persönlichkeit bekannt zu machen als mit dem der Gedanken. Am Ende des Abends geht die Gruppe mit einer ganz anderen Art gegenseitigen Verständnisses auseinander.

Es ist besser, wenn eine solche Gruppe mehrmals mit den gleichen Teilnehmern zusammenkommen kann, um verschiedene Fragen erforschen zu können. Man wird natürlich mit positiven Fragen anfangen, doch muss man immer dafür bereit sein, dass das, was einer für positiv hält, für einen anderen einen ganz verschiedenen, sogar negativen Wert haben kann. In einer Gruppe, an der ich selber teilnahm, konnten sich drei aus zwölf Freunden an keine wirklich positive Erfahrung ihren Eltern gegenüber erinnern. Wenn man Gott als Vater auffasst, hat ein solches Kindererlebnis selbstverständlich schwerwiegende Konsequenzen. Darüber hinaus ist es aus den Erkenntnissen der Kinderpsychologie bekannt, dass diejenigen, denen es als Kindern an Liebe mangelt, im späteren Leben oft nur mit Mühe in gute persönliche Beziehungen treten können.

Man kann gar nicht garantieren, dass die Erfahrungen einer Dialoggruppe immer ermunternd oder angenehm sein werden. Fragen, die einer ohne jede Sorge beantworten kann, können zuweilen Angst oder Leid in einem Anderen hervorrufen. Deshalb darf der Betreffende immer sagen: „Ich möchte nichts dazu sagen“, und dann kommt der nächste an die Reihe. Ich muss hier betonen, dass es in dieser Art Gruppe keineswegs darum geht, dass man persönliche Beichten machen oder Geheimnisse offenbaren sollte. Niemand sollte sich irgendwie gezwungen fühlen.

Wenn die Gruppe eine gute Stimmung entwickelt hat, kann sie vielleicht heiklere Fragen anschneiden. Sie könnte sich, zum Beispiel, mit Todeserlebnissen beschäftigen oder Haltungen zur Angst oder Gewalt erproben, wobei man immer von Jugenderinnerungen ausgehen würde. Da eine solche Gruppe Gefühle auslösen kann, deren Wirkungen manchmal unerwartet sind, ist es offensichtlich, dass gestörte Menschen ausgeschlossen werden sollten. Aber auch bei normalen Teilnehmern müssen einige, wenn nicht alle, sich bereit fühlen, denjenigen in Liebe zu unterstützen, der von dem ganzen Erlebnis der Gruppe schwer betroffen wird.

Ich bin überzeugt, dass die Methode des Quäkerdialogs uns ein gut Stück weiter helfen kann. Sie erschließt unser Gefühlsleben in seinen Quellen, d. h. in der Kindheit, wodurch wir uns als entfaltende Persönlichkeiten und nicht als fertige Personen kennenlernen.



Oft ist das Werden einer Persönlichkeit von großer Bedeutung für unser Verständnis ihrer Besonderheiten.

Vor allem ist es wichtig, die Beiträge als Gaben, als Geschenke, aufzufassen, so dass die einzige Antwort auf eine Aussage ein unausgedrücktes „Dankeschön“ ist. Man verzichtet auf die Gegenseitigkeit einer gewöhnlichen Diskussion, um einer Situation auszuweichen, in welcher die Diskussion zu einem Gefecht wird. In dem Quäkerdialog darf niemand die Gruppe auf eine solche Weise tyrannisieren, gleichgültig, ob es durch Redegewandtheit oder Einschüchterung geschieht. Jeder Sprechende spricht sozusagen die Mitte der Gruppe an. Niemand braucht daran zu denken, wie er darauf sprechend reagieren muss, denn keine Antwort wird gefordert. Er braucht bloß zuzuhören. Und das echte Zuhören, worin man weiß, dass man ernst genommen wird, ist eine Therapie der Liebe ohnegleichen.

### **Rachel Pinney und das „Schöpferische Zuhören“**

Eine zweite Rachel befasst sich seit Anfang der 1960er Jahre mit ähnlichen Problemen. Auch sie ist ein Mitglied unserer Religiösen Gesellschaft der Freunde, der sie sich nach langer Überlegung erst 1973 angeschlossen hat. Sie gehört derselben Monatsversammlung an wie ich.

Ich spreche hier von Rachel Pinney, die ich schon vor etwa zwölf Jahren kennenlernte, als sie eine Rundreise durch das Vereinigte Königreich machte, um ihre Ideen und besonders ihre Methoden des „schöpferischen Zuhörens“ zu verbreiten. Die Benennung „Creative Listening“ wurde erst im Mai 1963 adoptiert. Die Methoden wurden schon im Mai 1960 angewandt, obgleich die erste öffentliche Versammlung, wo die Methode demonstriert wurde, erst im Mai 1961 stattfand. Rachel Pinney pflegte zunächst das einfache Wort ‚Zuhören‘ in einem technischen Sinne zu gebrauchen, um ihre eigenartige Methode zu bestimmen. Das war aber auf die Dauer nicht befriedigend, und die Organisation, die sie aus persönlichen Bekannten und Anhängern um sich sammelte, nannte sich eine zeitlang „Zuhörer für den Frieden“ (seit dem Herbst 1961), bis sich der endgültige Titel „Schöpferisches Zuhören“ im Mai 1963 durchsetzte.

Die Entwicklung des Namens hat eine gewisse Bedeutung, da sie klar macht, wie die Methode sich tastend ausbildete und befestigte. Die Anfänge gehören teilweise in den Zusammenhang der Friedensbewegung, insbesondere der Campaign for Nuclear Disarmament (Bewegung für Abschaffung der Kernwaffen), wo die Methode ein Mittel zur Versöhnung, wenn auch nicht in der üblichen Weise, darstellt. Rachel Pinney fasste ihre Methode zunächst als einen Beitrag zur Konfliktlösung auf, deshalb die frühe Benennung als „Zuhörer für den Frieden“. Natürlich hängt viel davon ab, wie man „Frieden“ definiert. Auf jeden Fall darf man ihn nicht im eng politischen Sinne allein bestimmen, sondern man muss in erster Linie an Störungen menschlicher Beziehungen im Allgemeinen denken, die auf psychologischer Ebene die Keime nationaler und internationaler Zwietracht bilden.

Bisher habe ich von der Methode gesprochen, als ob alles auf einen Nenner zu bringen wäre. Aber der Begriff des „schöpferischen Zuhörens“ umfasst eine Reihe verschiedener Methoden, die sich auf ganz andere Situationen und Beziehungen anwenden las-

sen. Es ist nicht meine Absicht, hier alle Methoden zu beschreiben und zu analysieren, obgleich das wohl von großem Interesse wäre. Wenn jemand das will, soll er das von Rachel Pinney verfasste Heft lesen, worin sie alles mit eindrucksvoller Bündigkeit darstellt.<sup>11</sup> Hier möchte ich mich nur mit den Methoden der Schale und des einseitigen Zuhörens beschäftigen. Aber bevor ich weitergehe, muss ich einige der zugrunde liegenden Ideen kurz skizzieren.

Ich spreche hier von Situationen innerhalb einer Gruppe, wo Zwietracht oder störende Spannungen vorhanden sind. Es liegt in der Erfahrung von uns allen, in einer Gruppe gewesen zu sein, wo nur einige Teilnehmer das Wort haben ergreifen können und ein reges Argument miteinander geführt haben, während die anderen ihre Meinungen gar nicht haben äußern können. Dazu möchte ich bloß zwei Punkte hervorheben.

Erstens: In den meisten Gruppen herrscht eine Tendenz, die Diskussion als Debatte aufzufassen. Entweder es fängt so an oder aber es entwickelt sich allmählich in dieser Richtung. Die Meinungen gehen auseinander und werden gleich polarisiert. Die Teilnehmer an der Debatte stellen sich als Gegner vor und versuchen, die Anderen von der Richtigkeit ihres eignen Standpunkts zu überzeugen. Selten wagt einer zuzugeben, dass er sich in irgendeinem Punkte irren könnte. Das liegt nicht im Wesen dieses Spiels. Jede Seite glaubt sich vollkommen im Recht. Es geht einfach darum, wer den Anderen überreden und überwinden kann.

In dieser Situation gibt es wenig Möglichkeit, seine Meinung zu ändern oder zu modifizieren. Statt dessen kommt es oft vor, dass die Teilnehmer sich in ihren Vorurteilen gestärkt fühlen. Die Kluft zwischen den Meinungen wird tiefer. Eine echte Verständigung weicht zurück, weil jede Seite so darauf bedacht ist, ihre eigene Meinung als das einzig Wahre vorzustellen, dass sie keine Ohren hat für die Wahrheit in den Worten der anderen Seite. In der Atmosphäre der Debatte – und es braucht selbstverständlich keine Debatte im formalen Sinne zu sein – kann man nicht zugleich seine eigne Meinung vortragen und der der anderen Seite mit Aufmerksamkeit zuhören. Reaktionen in der Debatte sind meistens intellektuell, sie gehen schnell hin und her, sie wollen Punkte zählen, nicht den gegenüberstehenden Menschen in der Ganzheit seiner Persönlichkeit erfassen. Das wäre zu gefährlich, denn es enthielte die Möglichkeit, dass man erkennen würde, dass der Andere vielleicht doch etwas recht haben könnte.

Hier kann ich sofort mit dem zweiten Punkt fortfahren, den ich schon erwähnt habe. Er betrifft die Aufmerksamkeit. Wenn wir einander etwas Wichtiges mitzuteilen haben, möchten wir, dass der Andere darauf aufpasse. Er muss die Mitteilung mit voller Aufmerksamkeit aufnehmen, um uns zu befriedigen. In einer gewöhnlichen Diskussion ist diese Bedingung der vollen Aufmerksamkeit selten zu beobachten. Wie oft unterbricht einer den Sprechenden mit einem voreiligen „Ja, aber ...“. Dadurch betont er, dass er dem Sprechenden nicht zu Ende zuhören will und dass ihm seine eigene Position von größerer Bedeutung ist, als dass er das eben Geäußerte verwerten sollte. Dazu wäre eine Pause nötig, aber für die Erfordernisse einer gewöhnlichen Diskussion sind Pausen ungünstig, und derjenige, der redselig oder redegewandt ist, wird das Wort schnell ergreifen und das Überlegen des Gesagten dadurch erschweren. Dieser Zwang, jemanden im Redefluss zu unterbrechen, ist wahrscheinlich das störendste Element in allen Diskussionen.

Die meisten Diskussionen entwickeln sich, als ob es durchaus möglich wäre, etwas

zuzuhören und zugleich seine Antwort darauf zu geben. Dies ist aber keineswegs der Fall. Wir alle kennen Situationen, wo ein wertvoller Beitrag verlorengegangen ist, weil irgendjemand sofort gesprochen hat, der auf etwas ganz Anderes reagierte oder etwas ganz Neues hinzufügte. Wenn einer sofort spricht, kann er dem Gesagten volle Aufmerksamkeit nicht geschenkt haben. Wenn er erst beim Sprechen seine Gedanken darüber formuliert, kann das nur eine teilweise Reaktion sein.

In einer so gestalteten Diskussion hat der Redegewandte immer die Oberhand. Der schüchterne Mensch, derjenige, dem die Worte schwer fallen, der Schwerhörige, der Ausländer, der eine andere Muttersprache hat, alle befinden sich in einer gewöhnlichen Diskussion im Nachteil. Es braucht Geduld und Zeit, wenn ihre möglichen Beiträge gehört werden sollen. Es bedarf einer neuen Einstellung zur Frage der Kommunikation. Es bedarf einer besonderen Methode. Ich will nicht behaupten, dass die Methode des „schöpferischen Zuhörens“ die einzige ist, aber ich weiß aus persönlicher Erfahrung, dass sie überaus positive Wirkungen hat und der Diskussion ganz neue Akzente gibt.

Das Grundprinzip des „Schöpferischen Zuhörens“ ist, dass wir freiwillig unsere Mitteilungsverfahren vereinfachen und konzentrieren müssen, wenn eine echte Mitteilung stattfinden soll.

### **Die Methode der Schale**

Ich fange mit der Methode der Schale an. Es ist sehr einfach. Um echtes Zuhören zu ermöglichen, nimmt die Gruppe ein Sonderverfahren an, das darin besteht, dass nur derjenige sprechen darf, der eine Schale in der Hand hält. Es muss nicht unbedingt eine Schale sein, es darf irgendein handliches Ding sein – ein Stein, ein Salzfläschchen oder sonst was. Hauptsache ist, dass es leicht in der Hand zu halten ist. Wenn jemand die Schale in der Hand hat, darf er ununterbrochen so lange reden, wie er will oder für notwendig erachtet. Wenn er fertig ist, legt er die Schale nieder, dann darf jemand anders sie aufnehmen und reden.

Es besteht hier eine augenfällige Ähnlichkeit mit einer Praxis, die William Golding in seinem bekannten Roman ‚Lord of the Flies‘ (1954) beschreibt. Da gebrauchen die Jungen, die auf einer Insel in der Südsee Schiffbruch gelitten haben, dasselbe Verfahren bei ihren Geschäftssitzungen. Dort aber wird das Element der Macht beim Besitz der Schale betont. Es geht nicht ausdrücklich darum, die Qualität der Teilnahme an einer Diskussion zu erhöhen, wie es beim „Schöpferischen Zuhören“ der Fall ist.

Wenn die Gruppe sich über dieses Verfahren geeinigt hat, wird die Schale in die Mitte der Gruppe gelegt, wo jeder sie mühelos ergreifen kann. Dann gibt es zwei Weisen, wie man die Methode handhaben kann. Entweder man reicht die Schale um die Runde der Teilnehmer, oder derjenige, der sprechen will, nimmt die Schale von der Mitte auf und legt sie wieder nieder, wenn er fertig ist. Mit diesem zweiten Verfahren läuft man, wie in einer gewöhnlichen Diskussion, Gefahr, dass die stärkeren Persönlichkeiten die Gruppe wieder tyrannisieren werden. Wenn die Teilnehmer sich gut kennen und mit der Schalenmethode bekannt sind, ist es weniger umständlich als das erste Verfahren, welches ich aber als das normale betrachten möchte.

Wie es schon beim „Quäkerdialog“ der Rachel DuBois der Fall ist, muss auch hier deutlich gemacht werden, dass es jedem Teilnehmer frei steht, ob er in der Runde etwas auszusagen hat oder nicht. Niemand muss etwas sagen. Wenn er an der Reihe ist, darf er ohne weiteres sagen: „Ich möchte lieber nichts sagen“ oder „Ich habe keinen Beitrag zu geben“. Er braucht nur seinem Nachbarn die Schale weiterzureichen.

Das scheint alles sehr einfach und harmlos, aber es ist erstaunlich, was für Mitteilungen diese Methode hervorbringt. Da der jeweils Sprechende eine Garantie hat, dass niemand ihn unterbrechen wird und dass alle ihm genau zuhören, darf er sich ohne Angst ausdrücken. Die Atmosphäre ist vollkommen anders als bei einem gewöhnlichen Gespräch. Wenn er irgendeine Art Schwierigkeit bei der Formulierung seiner Worte hat – sei es, weil er schüchtern ist oder sich verwirrt fühlt oder eine Sprachstörung hat – weiß er, dass er sich Zeit nehmen darf. Die Aufmerksamkeit der Anderen beim Zuhören wird ihm behilflich sein. Möglicherweise könnte er sich verlegen fühlen – das wäre höchstwahrscheinlich der Fall, wenn ihm allein diese Aufmerksamkeit geschenkt würde – aber in dieser Situation der Schalenrunde passiert jedem Teilnehmer genau dasselbe. Vielleicht geschieht es hier, dass der Schwerhörige oder der Schüchterne sich zum ersten Mal gleich fühlt mit anderen Leuten, die er meistens als ihm überlegen empfindet. Für einen solchen Menschen ist die Methode der Schale eine Erleichterung, eine Erlösung. Sie kann Gedanken und Gefühle auslösen, die wohl sonst nie ans Licht oder in die Öffentlichkeit geraten wären. Derjenige, der immer in der Ecke sitzt und schweigt, vermag jetzt seine Meinung zu äußern und die Gruppe wird davon bereichert.

Was geschieht dem Redegewandten oder dem Redseligen? Es besteht natürlich die Gefahr, dass er trotz allem die Gruppe dominieren wollen. Aber das Element der Debatte oder des verbalen Gefechts ist durch diese Methode ausgeschieden worden, und der Redegewandte hat keine Opposition mehr. Die psychologische Stütze seiner Redseligkeit ist eliminiert worden, und er muss sich auf gleichem Fuße wie die anderen Teilnehmer an der Gruppe ausdrücken. Der Drang zu unterbrechen wird auch gemindert.

Oft ist ein Mensch redselig, weil dies ihm die einzige Möglichkeit gibt, sich in der Gesellschaft zu behaupten. Er redet viel und weiß wahrscheinlich, dass seine Worte wenig Gewicht haben. Wenn einem solchen Menschen volle Aufmerksamkeit geschenkt wird, wird ihm bald klar, dass er – wenigstens in dieser Schalensituation – nicht so viel zu reden braucht. Falls er aus Eitelkeit redselig ist, wird er zu wissen bekommen, dass die Schale eine hohe nivellierende Funktion hat.

Die Schale bringt die Worte aller in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit. Die Äußerungen der Teilnehmer werden schnell qualitativ anders. Wo man vielleicht früher leichtsinnig oder unüberlegt geredet oder zu glänzen versucht oder aus Ärger sich feindselig ausgedrückt hat, spricht man nun aus einem anderen Geiste. In dieser Atmosphäre hat Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und rigorose Wahrhaftigkeit eine höhere Geltung als im gewöhnlichen Gespräch, wo man wohl spontaner, aber auch rücksichtsloser spricht. Hier muss man seine Worte wägen. Man spricht sehr selbstbewusst, wenn man weiß, dass die Anderen genau aufpassen.

In diesem Augenblick pflegt irgendjemand zu sagen: „Das ist ja alles fein und gut, aber wir brauchen diese Spielerei mit der Schale eigentlich nicht. Wir Quäker üben dieses geduldige Zuhören seit langem in unseren Gesprächen aus der Stille, zum Beispiel. Da

kann jeder sein Herz öffnen und die anderen hören mit Aufmerksamkeit zu.“ Dazu sind zwei Dinge zu sagen.

Erstens ist diese Meinung fast immer die eines Teilnehmers, der keine Schwierigkeiten beim Sprechen hat. In einem Gespräch aus der Stille wie auch in der workshop-sharing group gibt es oft Personen, die nie das Wort ergreifen, entweder aus Schüchternheit oder weil die geistig schwere Atmosphäre sie bedrückt. In einer Schalenrunde kommen sie, ohne viel Aufhebens, an die Reihe. Wenn man die Schale weiterreicht, ist das eine Einladung zu sprechen, nicht ein Befehl.

Zweitens kann ich aus eigener Erfahrung behaupten, dass ein rationaler Entschluss, jedem Teilnehmer ohne Unterbrechung und mit Aufmerksamkeit zuzuhören, nicht dieselbe Wirkkraft hat wie der Entschluss, die Schale zu gebrauchen. Vielleicht liegt es darin, dass die Schale ein äußerliches Zeichen ist, dass die bisherigen Gesprächsumstände aufgehoben sind und dass eine völlig neue Situation eingetreten ist. Jedenfalls ist der Besitz der Schale etwas, was Vertrauen einflößt. Es würde sich lohnen, die Erfahrungen der Schalenmethode einer streng wissenschaftlichen Analyse zu unterziehen.

Vielleicht würde eine kleine Anekdote helfen. Jeder Lehrer weiß, dass, wenn er einer Gruppe von Studenten eine Frage stellt, keiner antwortet. Niemand fühlt sich persönlich angesprochen. Um dieser Situation auszuweichen, habe ich manchmal eine Schalenrunde vorgeschlagen, um die Meinungen aller ausfindig zu machen, so dass die Antwort eines einzigen Studenten nicht ohne weiteres als allgemeine Antwort gilt. Mit dieser Methode habe ich stets eine Äußerung von jedem Studenten erhalten. Als jeder die Schale in die Hände genommen hat, hat er das als eine persönliche Einladung zu sprechen aufgefasst. Ich glaube, dass der Gebrauch der Schale das Verantwortungsgefühl der einzelnen Teilnehmer vertieft. Darin liegt ein Hauptunterschied zwischen der Schalenmethode und der Gruppe, die keinem solchen Plan folgt.

Ich bin der Meinung, dass die Zurückhaltung einiger Quäker angesichts dieser Methode in der Tradition wurzelt, dass Quäker eine gewisse Scheu vor „äußerlichen Zeichen“ haben. Aber in dieser Zurückhaltung liegt auch ein Überlegenheitsgefühl, das missraten ist. So sehr wir das anders wünschten, sind wir als Quäker genau denselben menschlichen Mängeln ausgesetzt wie andere Leute. Ich schlage vor, dass ihr die Schalenmethode selber ausprobieren solltet, und nicht nur einmal. Wenn ihr etwas Erfahrung der Methode hinter euch habt, werdet ihr besser urteilen können, ob sie etwas Besonderes an sich hat.

Die Schalenmethode ist hilfreich, um das Gerede aus dem Gespräch zu verbannen. Sie erlaubt dem schweigsamen Menschen zu Worte zu kommen. Wo es Spannungen innerhalb der Gruppe gibt, ermöglicht sie, dieselben in einer verständnisvollen, ausgewogenen Atmosphäre auszutragen.

### **Das einseitige Zuhören**

Ich möchte mich jetzt eingehender dieser Frage der Spannung widmen, denn dieser Situation gilt die zweite Methode von Rachel Pinney, die aus den Einsichten des „schöpferischen Zuhörens“ stammt. Das ist die Methode des einseitigen Zuhörens.

Das einseitige Zuhören lässt sich in einer Situation anwenden, wo zwei Personen völlig entgegengesetzte Meinungen über eine gewisse Frage haben. Oft ist es unmöglich, solche Meinungsverschiedenheiten innerhalb einer Gruppe zu bewältigen. Das ist besonders der Fall, wo die Meinungen stark gefühlsbetont sind, wie z. B. in der Rassenfrage oder wo es das Sexualverhalten angeht. Was kann man in einer solchen Lage tun? Es liegt in der Natur der Sache, dass die beiden Sprechenden gar nicht auf das aufpassen, was der andere sagen will. Beide glauben sich vollkommen im Recht. Ein Argument auf rationaler Grundlage ist ausgeschlossen. Es würde ihre beiden Standpunkte nur noch beharrlicher machen. In den meisten solchen Fällen wird die Diskussion dann abgebrochen.

Die Methode des einseitigen Zuhörens zielt nicht auf eine Lösung des Problems ab, sondern hat den bescheideneren Zweck, ein bisschen mehr Verständnis in die Diskussion einzuflößen. Wo die Situation in Feindlichkeit erstarrt ist, will die Methode ein wenig auflockern.

Einer der Gegner geht auf den anderen zu und erklärt sehr kurz – das braucht kaum mehr als fünfzehn oder dreißig Sekunden in Anspruch zu nehmen – dass er entgegengesetzter Meinung ist. Dann lädt er den anderen ein, seine Meinung und seine Gründe dafür vorzutragen. Zugleich verspricht er, dass er den anderen niemals, weder jetzt noch nachher, bitten wird, seiner eignen Meinung zuzuhören. Damit garantiert er, dem Anderen mit voller Aufmerksamkeit zuzuhören, und der andere darf seine Meinung geben, ohne etwas anderes in Betracht zu ziehen. Damit der andere weiß, dass seine Worte nicht in die Leere gehen, unterbricht ihn der Zuhörer von Zeit zu Zeit, um seine Gedanken zusammenzufassen. Auf diese Weise weiß der andere, ob der Zuhörer gut verstanden hat oder nicht. Wenn der andere sich versichert fühlt, dass der Zuhörer seine Meinung richtig verstanden hat, ist das Verfahren des einseitigen Zuhörens beendet. Die Meinungsverschiedenheit ist nicht gelöst worden, aber einer der Gegner weiß nun genau in einer den anderen befriedigenden Weise, was der andere glaubt.

So gesagt scheint dieses Verfahren oft unzulänglich. Es entsteht die Frage, was man nächstens tut, und die Antwort ist: Gar nichts. Untersuchen wir die Situation etwas eingehender. Wenn jemand sich damit unbefriedigt erklärt, liegt es oft daran, dass er falsche Hoffnungen aufgestellt hat. Er kann oder will einen Fortschritt erst erkennen, wo der eine oder der andere nachgibt. Mit dem einseitigen Zuhören liegt das Gewicht der Zwiesprache anders. Der Sprechende braucht den Zuhörer nicht mehr zu überzeugen, denn der Sinn des Verfahrens besteht darin, dass der Zuhörer den Anderen verstehen will. Dieser hat darauf verzichtet, seine eigene Meinung auszudrücken, damit er sich der Aufgabe völlig widmen könne, den Anderen zu verstehen. Der Sprechende kann also seine Gedanken erklären, ohne sich immer verteidigen zu müssen.

Das ist eine ganz andere Situation als die übliche. Der Mensch, der extreme Meinungen hat, hält sich gewöhnlich in der Defensive und äußert sich sehr aggressiv. Die Erfahrung, dass jemand ihn ernst nehmen will, liegt ihm wohl oft fern. Wenn er das in dem einseitigen Zuhören erlebt, kann er vielleicht anfangen, seine Ideen unabhängiger und freier auszudrücken. Das ist bloß eine Möglichkeit. Wenn der Mensch sich in der Opposition weiß, neigt er dazu, in seinen Anschauungen zu erstarren. Niemand kommt weiter, er selbst am wenigsten. Wenn er einmal, sei es auch nur einige Minuten lang, sein

Oppositionsgefühl vergisst, sind die Samen des Wachstums gesät. Das Erlebnis des einseitigen Zuhörens könnte, wahrscheinlich nachher, zu einer Auflockerung seiner Gedanken führen. Aber gleichgültig, ob das geschieht oder nicht, bin ich überzeugt, dass diese Methode in der guten Quäkertradition liegt. Wenn wir in unserem Glauben an das von Gott in jedem Menschen ernst sind, sollte uns die Methode des einseitigen Zuhörens sofort einleuchten.

Nach dem Erlebnis dieser Methode befinden sich die Gegner in einer ganz neuen Lage. Wenn zwei Menschen mit entgegengesetzten Meinungen argumentieren, liegt ein Element der Bedrohung in der Situation. Ob das einseitig oder gegenseitig empfunden wird, hat keine besondere Bedeutung. Aber wenn einer darauf verzichtet, seinen eignen Standpunkt zu vertreten, scheidet die Bedrohung aus. Eine echte Mitteilung kann jetzt gemacht werden, wo früher nur Worte gesprochen wurden. Zwar geht die Mitteilung bloß in eine einzigen Richtung, aber das Wichtige ist, dass sie geschehen ist. Dadurch ist auch die Möglichkeit zu weiterem Nachdenken gegeben. Ebenso wichtig ist die Tatsache, dass das einseitige Zuhören ein besseres Verhältnis zwischen den betreffenden Gegnern zustande bringt.

Wenn man diese Methode beschreibt, gibt es immer in der Zuhörerschaft jemanden, der darüber stutzt. Soll man, fragt er, diese Methode anwenden, wenn man weiß, dass die Meinung des Anderen falsch und böse ist? Soll man auf seine eigene Meinung verzichten, um sich mit dem Bösen bekannter zu machen? Heißt das nicht, seine Ideale und die Wahrheit niederzulegen?

Dazu würde ich sagen: Das Gefühl, dass man selber völlig im Recht ist, ist auch gefährlich. Es ist ebenso subjektiv wie die Meinung des Anderen. Wenn man sich im Recht glaubt, läuft man am meisten Gefahr des Hochmuts. Und wenn es um tief eingewurzelte Meinungen geht, kommt man mit rationalen Argumenten keinen Schritt weiter. Einer oder der andere muss versuchen, seinen Gegner in seiner Andersartigkeit, ob gut oder böse, zu verstehen. Das Böse triumphiert nicht, weil wir einem Menschen zuhören, der von unserem Standpunkt böse Ideen hat. Das Böse sollten wir als Christen mit Gutem vergelten.

Man kann auch aus anderem Grunde stutzen. Vielleicht sind wir selber etwas unsicher, ob unsere eignen Meinungen stichhaltig sind. Vielleicht scheuen wir uns davor, unseren eignen Standpunkt ändern zu müssen. Wo ist dann die Wahrheit?

Der Begriff des einseitigen Zuhörens ist bisher wenig bekannt, obgleich Rachel Pinney die Methode tausende Male demonstriert hat. Es ist ihre Erfahrung, dass die beiden Gegner beim einseitigen Zuhören sich irgendwie verändert fühlen. Es wäre eine sich lohnende Forschungsaufgabe, die Methode und ihre Wirkungen zu verwerthen. Es könnte von höchster Bedeutung für Probleme der Erziehung und der Konfliktlösung sein.

### Schlusswort

Ich bin jetzt am Ende meiner Ausführungen. Ich habe versucht, euch in die Gedanken und Methoden von drei Menschen einzuführen, die in meiner persönlichen Entwicklung wichtig gewesen sind. Der Bereich menschlicher Beziehungen ist mir immer von größ-

ter Bedeutung gewesen, denn da geschehen unsere innigsten menschlichen Erlebnisse. Wenn wir uns einem anderen Menschen einfach und wahrhaftig und mit Vertrauen offenbaren, bin ich überzeugt, dass der Andere uns auf ähnliche Weise antworten wird.

Wir sprechen immer mit Sehnsucht von dem Eifer und der Zuversichtlichkeit der ersten Quäker, aber wir kennen uns nicht in der Weise, die ihnen ihre erstaunlichen Taten ermöglichte. Vielleicht können die Ideen, um die ich mich in dieser Vorlesung bemüht habe, uns helfen, eine Gemeinschaft aufzubauen, die im Wesentlichen der der ersten Quäker vergleichbar sein wird.

Ich möchte mit einem letzten Wort von Buber schließen. Es fasst alles zusammen. „Der Zweck der Beziehung ist ihr eigenes Wesen. Das ist: die Berührung des Du. Denn durch die Berührung jedes Du rührt ein Hauch des Du, das ist: des ewigen Lebens uns an.“<sup>12</sup>

## Anmerkungen

- 1 Martin Buber, Die Schriften über das dialogische Prinzip (= SDP), Heidelberg, 1954, S. 255-84.
- 2 David Blamires, „The Dialogical Principle and the Unity of Life in Martin Buber’s I and Thou“, Friends’ Quarterly, 13 (1961), S. 540-6, 14 (1962), S. 41-8.
- 3 Martin Buber, Ich und Du, SDP, S. 12.
- 4 Buber, „Elemente des Zwischenmenschlichen“, SDP, S. 268.
- 5 Buber, Ich und Du, SDP, S. 15.
- 6 Christian Faith and Practice in the Experience of the Society of Friends, London, 1960, Nr. 237.
- 7 Tagebuch von George Fox, Bad Pyrmont, 1950, S. 166; vgl. The Journal of George Fox, ed. John L. Nickalls, Cambridge, 1952, S. 263.
- 8 Ratschläge und Fragen, Bad Pyrmont, 1965, S. 14; vgl. Church Government, London, 1968, Nr. 702, 111.
- 9 Ratschläge und Fragen, S. 16; vgl. Church Government, Nr. 702, IV.
- 10 Rachel Davis DuBois and Mew-Saong Li, The Art of Group Conversation, New York, 1965; Reducing Social Tension and Conflict, New York, 1971.
- 11 Rachel Pinney, Creative Listening, revidierte Ausgabe, Kettering, 1970.
- 12 Buber, Ich und Du, SDP, S. 65.

# Cary Vorlesungen seit 1936

- 1936 Hans Albrecht „Urchristentum, Quäker und wir“
- 1937 Alfons Paquet „Die Religiöse Gesellschaft der Freunde“
- 1938 Thomas Kelly „Das Ewige in seiner Gegenwärtigkeit und zeitliche Führung“
- 1939 Carl Heath „Das Leben, ein Gebet“
- 1940 Walther und Johanna Rieber „Lebensbejahung“
- 1947 Emil Fuchs „Die Botschaft der Bibel“
- 1948 Robert Limburg „Gandhi und wir“
- 1949 Margarethe Geyer „Die Gewissenskrise unserer Zeit und die Bibel“
- 1950 Otto Frick „Die Kraftquellen unseres Lebens“
- 1951 Manfred Pollatz „John Woolman. Von der schöpferischen Kraft der Persönlichkeit“
- 1952 Cornelius Kruse „Rufus M. Jones und sein Werk“
- 1953 Willy Wohlrabe „Die göttlichen Kreise“
- 1954 E. A. Otto Peetz „Berufung und Sendung“
- 1955 Wilhelm Mensching „Was bedeutet uns Paulus?“
- 1956 Henriette Jordan „Vom Wesen der Begegnung“
- 1957 Ruth E. von Gronow „Die Stellung der Bibel in der Gesellschaft der Freunde“
- 1958 Margarethe Lachmund „Der innere Friede und die notwendige Unruhe“
- 1959 Fred Tritton „Quäker im Atomzeitalter“
- 1960 Emil Fuchs „Jesus und wir“
- 1961 Horst Brückner „auf dass wir leben“
- 1962 Elisabeth Rotten „Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Frieden“
- 1963 Roland L. Warren „Prophet – Vermittler – Versöhner“
- 1964 Walther Rieber „Quäkerhaltung in unserer Zeit“
- 1965 Helene Ullmann „Der Mut zur reinen Tat. Richard Ullmann, sein Leben und sein Werk“
- 1966 Otto Buchinger „Geistige Vertiefung und religiöse Verwirklichung durch Fasten und meditative Abgeschiedenheit“
- 1967 Margaret S. Gibbins „Sucht, Findet, Teilt: Jetzt ist die Zeit“
- 1968 Douglas V. Steere „Gegenseitige Erleuchtung. Ein Quäker-Standpunkt zur Ökumene“
- 1969 Annemarie Cohen „Mitschuldige Verantwortung – Realität des Alltags“
- 1970 Eva Hermann „... in dem, was ewig ist ...“
- 1971 Ekkehart Stein „Gott braucht Menschen“
- 1972 Otto Czieski „Das Schöpferische in einer gefährdeten Welt“
- 1973 William R. Fraser „Einige Aufgaben und Möglichkeiten der Erziehung“
- 1974 David Blamires „Schöpferisches Zuhören“
- 1975 Gerhard Schwersensky „Gott, Religion und die Konfessionen. Versuch einer Klärung“
- 1976 Hans Haffenrichter „Woher die Bilder kommen. Gedanken über Kunst und Meditation“
- 1977 Hans Schuppli „Konsequenzen einer Quäker-Glaubenshaltung“
- 1978 David Eversley „Wege der Gemeinsamkeit in einer Zeit des Zwielflichts“
- 1979 Heinrich Carstens „Alles ist Euer – Ihr aber seid Gottes“
- 1980 Elisabeth Hering „Das Vermächtnis der frühen Freunde – Anruf und Auftrag an uns“
- 1981 Margarethe Scherer „Was nennt Ihr mich Herr, Herr! Und tut doch nicht, was ich sage?“
- 1982 Duncan Wood „Frieden schaffen im Glauben und Handeln der Quäker“

# Cary Vorlesungen

- 1983 Georg Schnetzer „Fürchtet Euch nicht...“
- 1984 Pleasaunce Holtom „Lasst Euer Leben sprechen“
- 1985 Hans Petersen „Einzelheiten zum Ganzen“
- 1986 Helga und Konrad Tempel „... dass man da wohnen möge“
- 1987 Wolfgang Harms „Der Raum der Stille im Alltäglichen“
- 1988 Ines Ebert „Es ist ein Licht in jedem Menschen“
- 1989 Annelies Becker „Glauben, der nicht zu Taten führt, ist ein lebloses Ding“
- 1990 Helmut Ockel „Bin ich meines Bruders Hüter?“
- 1991 Paul Oestreicher „Die Quäker: Ein Orden in der Gemeinschaft der Christen?“
- 1992 Heinz Röhr „Quäker sein zwischen Marx und Mystik“
- 1993 Maurice de Coulon „Jesu Nachfolge heute – Vom Erlöser zum Leitbild“
- 1994 Harvey Gillman „Spirituelle Freundschaft – Neue Modelle/Neue Beziehungen“
- 1995 Annette Fricke „Meine Erfahrung der Botschaft von George Fox durch seine Episteln“
- 1996 Heinrich Brückner „Kinder zwischen naiver und intellektueller Religiosität“
- 1997 Inge Specht „Soziale Zeugnisse der Quäker“
- 1998 Hans-Ulrich Tschirner „Quäker in der Gesellschaft“
- 1999 Dori Verness „Das Sichtbare verwandeln. Ein Leben in Versunkenheit inmitten von zielbewusst handelnden Menschen“
- 2000 Kurt Strauss „Quäkerglaube, Quäkerzeugnis, und Quäkerarbeit - Gestern, heute und morgen“
- 2001 Rex Ambler „Licht, darin zu leben – Erkundungen in der Spiritualität der Quäker“
- 2002 Roswitha Jarman „Vom Wesen und Werk der Liebe“
- 2003 Robert Antoch „Halt lieb deinen Genossen, Dir gleich. Ich bin's.“
- 2004 Tony Fitt „Quercus Quakerus. Die Wurzeln und Blüten des Quäkerbaums im 21. Jahrhundert“
- 2005 Eva Pinthus „Schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus. Story, Gemeinschaft, Herausforderung für die Religiöse Gesellschaft“
- 2006 Gisela Faust „Nimm auf, was dir Gott vor die Tür gelegt hat“
- 2007 Daniel O. Snyder „Das Friedenszeugnis als Sakrament. Die Beziehung zwischen Friedensarbeit und persönlicher Spiritualität“
- 2008 Lutz Caspers „Uneben, gefährdet, behütet. Vom Mosaik meines Lebens“
- 2009 Eberhard Küttner „Interreligiosität. Die Suche nach der Einheit in der Vielfalt“
- 2010 Heidi Blocher „Suchet zuerst das Reich Gottes und alle diese Dinge werden euch gegeben werden“
- 2011 Julia Ryberg „Wahrhaftig leben – Ent-täuscht und erhellt werden“
- 2012 Ursula Bircher „Quäkerwerte leben – Neue Wege, um Grenzen zu erweitern“
- 2013 Martin Kunz „Denken, Glauben, Hoffen: Variationen in Grau.“
- 2014 Neithard Petry „Was kann Ich sagen? Gedanken eines religionsphilosophischen Heimwerkers“
- 2015 Esther Köhring „Wurzeln und Flügel. Wachsen dürfen in der Gemeinschaft der Freundinnen und Freunde“
- 2016 Janet Kreysa „Offen für neues Licht“

